

SAMMELREZENSION

Alexandra Klei

Doppelrezension: Jüdische Architektur. Zuschreibungen zwischen Baugeschichte und Bedeutungskonstruktionen

Stiftung Baukultur Rheinland-Pfalz (Hg.): Gebauter Aufbruch. Neue Synagogen in Deutschland. Regensburg: Verlag Schnell & Steiner GmbH 2010, 152 S., ISBN-10: 3795423260, EUR 19,90.

Gavriel D. Rosenfeld: Building After Auschwitz. Jewish Architecture and the Memory of the Holocaust. New Haven and London: Yale University Press 2011, 438 S., ISBN-10: 0300169140, EUR 40,99.

Gibt es eine jüdische Architektur? Der Architekt Manuel Herz beantwortet die Frage in einem in dem Sammelband *Gebauter Aufbruch* abgedruckten Interview mit einem klaren „Nein“. Gavriel D. Rosenfeld hingegen nimmt ihre Existenz mit dem Untertitel seiner Veröffentlichung *Building After Auschwitz* bereits als gegeben an. Zunächst zeigt sich hier ein grundlegender Unterschied im Verständnis: Während Herz jüdische Architektur auf die bauhistorische Frage nach einem eigenständigen Stil und dabei auf den Synagogenbau beschränkt, untersucht Rosenfeld die Bedeutung der Zuschreibungen jüdisch für eine Architektur und dabei die wechselseitigen Beziehung zwischen jüdischer Architektur und der Erinnerung an den Holocaust (S. IX).

Gebauter Aufbruch versteht sich als Dokumentation (S. 8). Mit ihr wird eine seit den 1990er Jahren anhaltende Entwicklung, in deutschen Städten neue, in ihrer architektonischen Form mehrheitlich außergewöhnliche und dabei gestalterisch und baulich hochwertige Synagogen und Gemeindezentren zu errichten, erstmals in einem Überblick veröffentlicht. Auffällig sind beim Durchblättern des Bandes die zahlreichen farbigen, manchmal ganzseitigen Fotografien, mit denen die Architekturen in Außen- und Innenansichten vorgestellt werden – ein Mittel, Vielfalt und architektonische Besonderheiten visuell schnell erfahrbar zu machen.

Die Publikation geht zurück auf die gleichnamige Ausstellung des *zb: zentrum-baukultur rheinland pfalz* und besteht – nach einer kurzen Einleitung unter dem Titel: Wiederentdeckung der Synagogen – aus vier Teilen. Zunächst ist die Rede, mit der Dr. Peter Waldmann, Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz, die Ausstellung am 19. März 2009 in Mainz eröffnete, abgedruckt. Er gibt einen soziokulturellen Überblick zur Geschichte der Juden nach 1945 in Rheinland-Pfalz, der auch auf andere Bundesländer zu übertragen wäre. Eingangs stellt er eine Bedeutung der ersten Synagogenbauten

nach dem Zweiten Weltkrieg heraus, die als charakteristisch für ihre heutige Wahrnehmung gelten kann: Es habe sich um ein „Provisorium“ in der Architektur und Nutzung gehandelt, da sich die jüdischen Gemeinden selbst „nur als Provisorium im Land der Täter begreifen“ konnten. (S. 9) Dies leitet zu einem Verständnis der Bedeutung heutiger Synagogenbauten über: „Wer ein Haus baut, will bleiben, und wer bleiben will, erhofft sich Sicherheit“, sagte der Architekt Salomon Korn zur Eröffnung des von ihm entworfenen Gemeindezentrums in Frankfurt am Main 1986. Der erste Teil dieses Satzes gehört seitdem zum Repertoire zahlreicher Eröffnungsreden für jüdische Religionshäuser und auch der Architekturhistoriker Ulrich Knufinke beginnt mit ihm seinen Aufsatz – dem zweiten Teil des Bandes – zur Geschichte des Synagogen in Deutschland ab dem Ende des 18. Jahrhunderts. Der Autor unternimmt grundlegende Ausführungen und stellt mit kurzen Beschreibungen Einzelbauten vor. Für eine Einordnung stellt er zum einen eine Verbindung zu Kirchenbauten her und kehrt zum anderen immer wieder zu der Frage einer ‚jüdischen Architektur‘ zurück. Diese sieht er lediglich in der Verwendung jüdischer Symbole – Davidstern, Stiftzelt, Tempel – als „erfolgreich“ umgesetzt an (S. 51). Zudem bestimmt er Synagogenneubauten als symbolische Architektur für einen Stand der deutsch-jüdischen Geschichte nach dem Zweiten Weltkrieg, die sich auch an die nicht-jüdische Öffentlichkeit richte. Zwei Aspekte vernachlässigt Knufinke hier: Während er in seinem Text die neu errichteten Synagogen in den 1950er Jahren mit einem sich längerfristig etablierenden jüdischen Leben in Verbindung bringt, sah Hans Lamm 1966 in einem Artikel zum Synagogenbau¹ die Anwesenheit jüdischer Gemeinden in Deutschland nach wie vor als temporär an. Für ihn waren die neuen Bauten – die weitgehend aus öffentlichen Mitteln bezahlt wurden – der Versuch einer „Wiedergutmachung“, die in der Zukunft als „leere Denkmäler einer zu spät erfolgten Umkehr und eines fehlgeleiteten Sühnewillens“ stehen bleiben würden. Zum zweiten sind sichtbare Sicherheitsvorkehrungen ein wesentliches Merkmal von Synagogenbauten und anderen jüdischen Einrichtungen. Neben dem Eindruck von den Außenfassaden eines Baukörpers sind sie es, die sichtbar in den städtischen Raum hineinwirken und so ebenfalls als ein Symbol für den Stand deutsch-jüdischer Beziehungen zu verstehen sind. Vor diesem Hintergrund bliebe der zweite Teil des Satzes von Salomon Korn nach wie vor virulent.

Der dritte Teil des Buches ist das genannte Interview mit dem Architekten Manuel Herz, welches 2008 im Südwestrundfunk ausgestrahlt wurde. Herz entwarf das 2010 in Mainz eingeweihte Jüdische Gemeindezentrum, das als eines der expressivsten Beispiele neuer Synagogenarchitektur gelten kann: Seine Form wird von den Buchstaben קדושה gebildet, dem Segensspruch für Heilung oder Erlösung, eine gerillte Struktur der Außenfassaden soll auf das Widderhorn des Schofars mit seinen Jahresringen verweisen; die Fotografie eines Ausschnitts dieser Fassade wird bereits auf dem Außencover gezeigt, leitete damit also das Thema selbst ein. In dem Interview spricht Manuel Herz über die Entwicklung und die konzeptionellen Ideen des Gebäudes. Seinem Neubau kommt – gemessen an der Anzahl der Abbildungen

¹ Lamm, Hans: Synagogenbau gestern und heute, in: Baumeister, 63. Jhg., Januar 1966, S. 53-59, hier S. 58.

und dem Umfang der Ausführungen – die größte Aufmerksamkeit in der den Band abschließenden Dokumentation von 19 Bauten zu: Synagogen- und/oder Gemeindezentren, die nach 1995 entweder neu errichtet wurden oder zu deren Einrichtung bestehende Gebäudekomplexe umgebaut und -genutzt wurden. Ausnahmen bilden der Synagogenneubau in Trier von 1957, sowie der Neubau einer Begegnungsstätte *Alte Synagoge in Wuppertal* von 1994. Dass ersterer hier aufgenommen wurde, verwundert vor dem Hintergrund, dass er als einziger aus einer Vielzahl früher Nachkriegssynagogen ausgewählt wurde, ohne dass die Gründe für diese Entscheidung hier nachvollziehbar sind. Da die Gebäude unter der Überschrift „Neue Synagogen in Deutschland“ zusammengefasst werden, erschließt sich die Aufnahme des letztgenannten Baues nicht.

Jedes Beispiel wird mit Hilfe von fünf Zugängen vorgestellt: einer Darstellung der Geschichte der jeweiligen Gemeinde bis zu ihrer Zerstörung, formalen Angaben zum Neu-/Umbau, mindestens einer Entwurfszeichnung (Lageplan, Schnitt, Ansicht und/oder Grundriss), einem beschreibenden Text – mit Ausnahme von Trier jeweils von den Architekten verfasst – und Fotografien. Dies ermöglicht unterschiedliche Einblicke, gleichzeitig zeigt es aber enge Grenzen auf: Die Entwurfszeichnungen sind aufgrund ihrer Größe sowie fehlender Erläuterungen nicht lesbar, die Fotografien werden zur bloßen Illustration verwendet, was genau sie eigentlich zeigen, bleibt aufgrund nicht vorhandener Bildunterschriften offen und die Texte beschränken die Bauwerke auf die Beschreibungen und Intentionen der entwerfenden Akteur/innen.

Auch die Veröffentlichung *Building After Auschwitz* des Historikers Gavriel D. Rosenfeld beginnt mit einer Abbildung des Neubaus von Manuel Herz auf dem Cover. Im Unterschied ist hier aber zum einen ein Teil des Gebäudes selbst abgebildet, so dass nicht nur Farbe und Struktur der Außenfassade zu sehen sind, sondern auch seine Form vorstellbar wird. Zum zweiten verweist die Fotografie direkt auf den Inhalt der Publikation: Im linken Drittel des Bildes sind zwei der erhaltenen Säulen im dorischen Stil des 1938 zerstörten Vorgängerbaus einbezogen; Neubau und die Erinnerung an die Zerstörung der Jüdischen Gemeinde sind in eine Beziehung aufeinander gesetzt. Zudem finden sich in der umfangreichen und sich bereits in ihrer Form gewichtig gebenden Veröffentlichung ebenfalls zahlreiche farbige und schwarz-weiße Fotografien, sowie vereinzelt Entwurfspläne. Die Abbildungen sind hier allerdings umfangreich beschriftet, damit besser les- und dem Text zuordenbar. Rosenfeld gliedert sein Buch nach Ausführungen zu seinem persönlichen Zugang in eine Einleitung und anschließend in drei Teile, die das Thema zunächst in der Zeit, damit architekturhistorischen Epochen und Stilen zuordnen.

In der Einleitung geht Rosenfeld Argumentationen nach, die sich gegen die Existenz einer ‚jüdischen Architektur‘ aussprechen. Er findet sie zum einen bereits ab dem 18. Jahrhundert als Verständnis innerhalb eines westlichen Diskurses über eine jüdische Bildlosigkeit und in der Vorstellung, dass Juden das gesprochene/geschriebene Wort über die visuelle, die ethische über die ästhetische Darstellung stellen. Hier spiele auch eine Rolle, dass jüdische Bauten von Nicht-Juden entworfen

wurden und Juden in der Diaspora – besonders mit der Zunahme von Fragen nationaler Identität und Assimilation auch als Verweis auf die Zugehörigkeit zu ihren europäischen Heimatländern – für neu zu errichtende Synagogen die Stile der Umgebung und der Zeit übernahmen. Zum zweiten verweist Rosenfeld auf antisemitische Zuschreibungen: Das Fehlen einer jüdischen Architektur werde – unter anderem von Richard Wagner – mit fehlender architektonischer Kreativität begründet, ein Mangel an authentischer Architekturtradition mit dem Stereotyp fehlender Wurzeln. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges trat an ihre Stelle die Ansicht, dass eine grundlegende Verschiedenheit jüdischer Erfahrung dafür verantwortlich sei, dass keine genuine Form jüdischer Architektur existiere. Erst mit den 1990er Jahren begann sich dies zu revidieren.² Rosenfeld geht nicht von einem einheitlichen jüdischen Stil – ebenso wenig wie von der Existenz eines christlichen etc. – oder von der Typologisierung idealtypischer Merkmale jüdischer Architektur aus. Vielmehr untersucht er, wie Gebäude von jüdischer historischer Erinnerung durchdrungen sind. Er geht davon aus, dass so die wechselnde Natur jüdischer Identität seit 1945 aufgezeigt werden könne und weist dies im Folgenden konsequent nach: Inspiriert von Textanalysen untersucht er die Inhalte, mit denen eine jüdische Architektur produziert und geformt wird. Im Mittelpunkt stehen dabei die Architekten und die Frage, wie sie ihren Arbeiten diese Bedeutung zuweisen und dabei größere theoretische Kontexte benutzen. Indem sie ihrer Architektur jüdische Spuren zur Legitimation begeben, wird sie mit einem jüdischen Charakter versehen. Um gleichzeitig die Idee zurückzuweisen, dass Architekten allein für die ultimative Bedeutung ihres Gebäudes verantwortlich sind, bezieht Rosenfeld ein, wie diese Architekturen in die Gesellschaft wirken, wie ihnen also von ihrer Seite aus Bedeutung zugeteilt wird. Untersuchungsgegenstand sind damit einerseits Aussagen der Architekten, das heißt Projektbeschreibungen, Interviews usw. und andererseits Architekturpublikationen sowie Presseveröffentlichungen, um die Sicht der Kritiker und der Gesellschaft zu erfassen. Im Zentrum stehen Bauten in Deutschland und in den USA; sofern die Architekten in anderen Ländern gebaut haben, bezieht Rosenfeld dies mindestens in den Überblick ein. Einen expliziten Schwerpunkt zu Israel gibt es lediglich auf einigen wenigen Seiten am Ende des Buches. In einem Überblick stellt Rosenfeld dabei Einflüsse auf die dortige Architektur generell vor und verweist darauf, dass die Frage einer israelischen Architektursprache hier häufig im Zentrum stand und israelische Architekten weniger das Interesse haben, ihre Gebäude mit einer explizit „jüdisch“ Bedeutung zu versehen, da diese als gegeben angenommen wird.

Das erste – und kürzeste – der drei Kapitel geht zunächst zurück in die Zeit vor dem Holocaust und gibt einen Überblick in die historische Entwicklung einer jüdischen Architektur. Dabei behandelt der Autor religiöse Architektur ebenso wie

² Die vom Joods-Historisch Museum Amsterdam kuratierte Ausstellung Jewish Identity in Contemporary Architecture wurde zwischen 2004 und 2006 in Amsterdam, Osnabrück, Warschau, Berlin, Wien, München, London und Tel Aviv gezeigt. Sie zeigte 17 Gebäude in Deutschland, Israel und den USA: Synagogen, Schulen (Holocaust- bzw. Jüdische) Museen. Zu der Ausstellung erschien ein zweisprachiger Katalog: Sachs, Angeli/Voolen, Edward van (Hg.): Jewish Identity in Contemporary Architecture/Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur. München/Berlin/London 2004.

säkulare, weiter auch die Herstellung eines (städtischen) Raumes, der als ‚jüdisch‘ wahrgenommen wurde, den Einfluss jüdischer Bauherren und schließlich das mit der Moderne und Emanzipation möglich gewordene Wirken einer jüdischen Architektenschaft.

Die beiden folgenden Teile sind der jüdischen Architektur nach dem Holocaust gewidmet; der erste der Moderne nach 1945. Rosenfeld stellt über die grundlegenden Debatten fest, dass die Bedeutung des Holocaust – bis auf einige Ausnahmen – weder in ihren Folgen für den Beruf des Architekten reflektiert noch danach gefragt wurde, ob oder wie nach Auschwitz gebaut werden sollte. Das Ereignis war damit insgesamt irrelevant für die westliche Architektur dieser Periode und die jüdische Architektur folgte hier größtenteils. Die sich anschließenden Ausführungen unterteilt Rosenfeld in den Synagogenbau in den USA und in Deutschland, in Jüdische Architekten und eine säkulare Architektur. Neben allgemeinen und Überblicksdarstellungen untersucht Rosenfeld dabei anhand ausgewählter Gebäude das Schaffen einzelner, für die Epoche relevanter Architekten. Zuletzt widmet er Louis Kahn ein eigenes Kapitel. Für die USA sieht er, dass die Periode mit dem Versuch begann, eine authentische jüdische Form mit Hilfe der Anwendung moderner Prinzipien zu gestalten, dies in den 1960er Jahren aber als gescheitert betrachtet werden muss, da es mit einer Abtrennung von jüdischer Geschichte und Erinnerung – inklusive der Ausblendung der Bedeutung des Holocausts – einherging.

Auch die ersten Nachkriegssynagogen in Deutschland bemühten sich darum, frei von historischen Verweisen zu sein, allerdings kamen sie nie vollständig ohne sie aus, sei es, weil sie sich an den Orten zerstörter Vorgängerbauten befanden, sei es aufgrund der Verwendung von Spolien oder von Gedenktafeln für ermordete Gemeindeglieder. Säkulare jüdische Architektur dieser Epoche untersucht Rosenfeld dann wiederum nur anhand US-amerikanischer Beispiele. Ohne dass er es erwähnt, verweist er damit auch darauf, dass jüdischen Architekten in Deutschland in der Nachkriegszeit mit Ausnahme ausgewählter Bautypen wie Synagogen, Gemeindezentren oder Denkmale keine relevanten Bauaufgaben übertragen wurden.

Für die jüdischen Architekten in den USA stellt Rosenfeld aufgrund der Möglichkeiten, welche die Moderne bot, einen großen Erfolg fest, zu dem Preis jedoch, dass sie ihr ‚Jüdisch-Sein‘ ausklammerten. Die große Bedeutung, die Rosenfeld dem Architekten Louis I. Kahn (1901-1974) durch ein eigenes Kapitel gibt, verwundert zunächst vor dem Hintergrund, dass dieser kaum eines seiner explizit jüdischen Projekte umsetzen konnte. Allerdings zeigt sich deren Bedeutung bereits in ihrer Entwicklung: Kahn unternahm den Versuch, die historische Erinnerung und die Bedeutung des Holocaust in seine Architektur, damit in die Moderne einzubeziehen und sie für die Vergangenheit zu sensibilisieren.

Der dritte und letzte Teil der Publikation ist zugleich der umfangreichste, ein Umstand, der bereits auf eine Zunahme der für die Fragestellung relevanten Beispiele und Architekten, aber auch Erkenntnisse schließen lässt: Jüdische Architektur in der Postmoderne. Die mit den 1970er Jahren beginnende Epoche stellt sich mit ihren Rückgriffen auf die Geschichte als befreiend für den jüdischen

Charakter von Architektur heraus, der sich nunmehr nicht auf Synagogen beschränkte. Ein Hauptaugenmerk räumt Rosenfeld hier dem Dekonstruktivismus und drei seiner wichtigsten Protagonisten – Peter Eisenman, Daniel Libeskind und Frank Gehry – ein, die mit ihren Entwürfen und Bauten nicht nur gegen die Moderne des International Style rebellierten, sondern sich für ihre Architektur von wissenschaftlichen Theorien, Philosophien oder skulpturaler Kunst beeinflussen ließen und für die Untersuchung Rosenfelds einige der zentralen Beispiele bauten.

Einen nächsten Schwerpunkt bildet die Untersuchung von Aspekten der Entfremdung und der Assimilation im Werk von jüdischen Architekten in der Zeit nach 1970, hier zeigt sich vor allem eine Vielfalt in der Bedeutung, die Zuschreibungen oder Auslassungen des Jüdischen für die Arbeiten der vorgestellten Architekten haben konnte.

Spezifischer wird die Untersuchung dann mit einem Kapitel, das sich einem vergleichsweise jungen Bautypus widmet; den sogenannten Holocaust Museen – deren erstes und prominentestes Beispiel das *United States Holocaust Memorial Museum* in Washington DC ist –, die nicht auf der Grundlage einer bekannten architektonischen Strategie umgesetzt werden konnten. Mit dieser Bauaufgabe begannen Architekten offensiv, die Architektur mit der jüdischen Geschichte und den jüdischen Erfahrungen im Nationalsozialismus zu konfrontieren, sie in die Ikonographie und in den gebauten Raum zu übersetzen. Darauf folgte allerdings auch eine zum Teil nach wie vor anhaltende Kritik, welche die Gebäude unter anderem auf den Status von Themenparks reduziert.

Rosenfeld widmet sich im letzten Kapitel den Entwicklungen seit den 1990er Jahren und verortet jüdische Architektur hier in einem Spannungsverhältnis zwischen Alpträumen, Nostalgie und Normalität. Insgesamt stellt der Autor dabei den generellen Trend fest, dass sowohl die Architekten, als auch die Öffentlichkeit jüdische Architektur nun – von der Tragik jüdischer Geschichte bis hin zu den spirituellen Elementen der Religion – generell aufgreifen und thematisieren.

Beide Publikationen nähern sich einer ‚jüdischer Architektur‘ aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln und Motivationen an. Während der Sammelband zu den Synagogenbauten vor allem eine Materialsammlung ist, an die keine Analyse anschließt, handelt es sich bei der Studie von Gavriel D. Rosenfeld nicht nur um eine detail- und kenntnisreiche Studie zu den Architektorentwicklungen der letzten 80 Jahre. Er verdeutlicht auch den großen Einfluss, den Architekten und Öffentlichkeit auf die Wahrnehmung eines Gebäudes haben und fordert nachgerade dazu heraus, die dokumentierten Beschreibungen der Architekten zu den Synagogenbauten in Deutschland kritisch zu lesen. Hinzu kommt, dass Rosenfeld – und darin liegt ein großer Verdienst seiner Publikation – den Blick für ein Verständnis von (jüdischer) Architektur schärft, der sich nicht auf Baustile begrenzen lässt, und ihn darüber hinaus auf die Inhalte und Faktoren lenkt, die die Erinnerung an den Holocaust in den konkreten, uns umgebenden Raum einlagern. All dies kann (und sollte) zudem Anlass sein, sich den materiellen Orten selbst zuzuwenden und an ihnen zu untersuchen, welche Zeichen und Bedeutungszuschreibungen an ihnen ablesbar sind.

Zitiervorschlag Alexandra Klei: *Doppelrezension: Jüdische Architektur. Zuschreibungen zwischen Baugeschichte und Bedeutungskonstruktionen*, in: *MEDAON – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung*, 7. Jg., 2013, Nr. 13, S. 1-7, online unter http://www.medaon.de/pdf/MEDAON_13_Klei.pdf [dd.mm.yyyy].

Zur Autorin Dipl.-Ing. Architektur, Promotion an der BTU Cottbus zur *Theorie der Architektur (Der erinnerte Ort: Geschichte durch Architektur. Zur baulichen und gestalterischen Repräsentation der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bielefeld 2011)*; bis Sommersemester 2013 Lehrbeauftragte am *Kunstgeschichtlichen Institut der Ruhr-Universität Bochum*; Forschungsschwerpunkte: „White City Tel Aviv“, *Architektur in Israel, Nachkriegsmoderne, Erinnerungskultur, Gedächtnistheorie, Rekonstruktionen*.